

ANN-KATHRIN FALKENBERG
Whispers Like Summer Nights



Ann-Kathrin Falkenberg

Whispers Like
Summer Nights

Roman

GOLDMANN

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

1. Auflage

Originalausgabe Juni 2025

Copyright © 2025 by Ann-Kathrin Falkenberg

Copyright © dieser Ausgabe 2025

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Straße 28, 81673 München

produktssicherheit@penguinrandomhouse.de

(Vorstehende Angaben sind zugleich Pflichtinformationen nach GPSR)

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Textbaby Medienagentur, www.textbaby.de.

Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München

Umschlagmotiv: Collage unter Verwendung von Motiven von

[www.shutterstock.com/svrid79/Purple_Mangoose/Phatthanit/Soho A Studio/tomertu](http://www.shutterstock.com/svrid79/Purple_Mangoose/Phatthanit/Soho_A_Studio/tomertu)

Gestaltung der Innenklappe: Ecem Üzümler @stories.by.blue

Redaktion: Beate De Salve

ES - Herstellung: ik

Satz: GGP Media GmbH, Pößneck

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-49596-2

www.goldmann-verlag.de

Für Jörn

Danke, dass du immer an uns geglaubt hast

Prolog



Sieben Jahre zuvor

»Pst, Rachel!« Ein gedämpftes Kichern lenkte meine Aufmerksamkeit auf zwei Mädchen, die ein paar Reihen vor mir im Bus saßen. Gerade drehte eine von beiden sich mit vorgehaltener Hand um. Unsicher blickte ich an mir herab, obwohl ich eigentlich wusste, dass ich mich beim Frühstück nicht bekleckert hatte. Ich war mir sicher, dass ich kein Loch im Shirt hatte. Und auch keinen Popel an der Nase. Trotzdem verunsicherte mich das Gelächter. Hatte ich mit meiner Kleiderwahl danebengelegt? Nach zweimal umziehen und einem panischen Alles-aus-dem-Kleiderschrank-Reißen hatte ich mich schließlich für eine weiße Jeans und ein rotes Shirt entschieden. Eigentlich konnte man damit nicht viel falsch machen, oder?

Getuschel drang zu mir herüber, aber ich konnte nicht genau verstehen, was die Mädchen sagten. Konzentriert starrte ich aus dem Fenster und tat so, als würde ich sie nicht bemerken.

»Sei still, sonst hört er uns«, sagte eine von ihnen jetzt deutlicher. Erneutes Gekicher.

Er?

Irritiert sah ich wieder nach vorn, doch die beiden hatten mir den Rücken zugewendet. Hatten sie gar nicht mich gemeint?

Ganz langsam drehte ich mich ein Stück nach hinten und warf einen verstohlenen Blick über die Schulter. Auf der Sitzbank hinter mir saß ein Junge, der seinen dunklen Kapuzenpullover so trug, dass man nicht viel vom Gesicht erkennen konnte. Er war in meinem Alter oder etwas älter und hörte Musik. Zumindest waren seine Augen geschlossen, und Kopfhörerkabel baumelten aus der Kapuze heraus. Seine Haut sah gebräunt aus, aber vielleicht wirkte es auch nur so, weil das Sonnenlicht durchs Fenster auf sein Gesicht fiel.

Irgendwie war ich mir mit einem Mal sicher, dass er gemeint war, und am liebsten hätte ich vor Erleichterung aufgeseufzt. Schon auf dem Weg zur Schule negativ aufzufallen, war das Letzte, was ich an meinem ersten Tag an der Hazelwood High gebrauchen konnte.

Als der Bus anhielt, nahm ich einen tiefen Atemzug. Bei dem Gedanken daran, dass dieser Tag über mein weiteres Leben in dieser Stadt entscheiden würde, machte sich ein vertrautes, nervöses Flattern in meinem Bauch bemerkbar. Während die anderen Schüler den Bus verließen, sprach ich mir im Stillen Mut zu.

Jetzt oder nie, feuerte ich mich an, bevor ich aufsprang und nach meinem Rucksack griff. Ich schwang ihn über die Schulter und beobachtete, wie die beiden Mädchen noch letzte Blicke in Richtung des Kapuzentypen warfen, bevor sie nach draußen verschwanden.

Schließlich setzte auch ich mich in Bewegung, doch kurz bevor ich die Tür erreichte, schaute ich noch ein letztes Mal über die Schulter. Außer mir und dem Jungen im Kapuzenpullover war niemand mehr im Bus. Er saß genauso da wie vor ein paar Minuten, die Augen immer noch geschlossen. Ob er eingeschlafen war?

Jetzt hör auf, das Unvermeidbare hinauszögern, rief ich mich zurecht und zwang mich dazu, meine Augen von ihm abzuwenden und ins Freie zu treten.

Es war ein sonniger Aprilmorgen, die Vögel zwitscherten, und hinter dem dunkelroten Backsteingebäude erstrahlte der Himmel in einem tiefen Blau. Obwohl es in Tennessee im April tagsüber manchmal schon richtig warm wurde, wehte morgens stets eine kühle Brise, und ich zog die Jeansjacke über meinem Shirt enger um mich.

Neugierig sah ich mich um und ließ den Blick über den Platz vor der Schule schweifen, auf dem zwei Tischtennisplatten standen. Daneben begann eine Grünfläche, auf der außer vereinzelten Bäumen nicht viel zu sehen war. Meine Aufmerksamkeit blieb an der Schülerschar hängen, die durch die große Eingangstür ins Innere der Highschool hastete. Unschwer zu erkennen, wo ich hinmusste.

Dann mal ...

Im nächsten Augenblick passierten zwei Dinge auf einmal. Dicht hinter mir ertönte ein lautes »Pass auf!«, während ich einen Schritt nach vorne machte und in etwas Weiches trat. Rasch zog ich meinen Fuß vom Boden hoch, aber es war zu spät.

Schnell schaute ich nach unten. »Scheiße!«

»Im wahrsten Sinne des Wortes, ja.«

Als ich mich umdrehte, sah ich in mintgrüne Augen, die einen immer graueren Ton annahmen, je länger ich sie betrachtete.

Es war der Kapuzenjunge. Nur stand er mir jetzt in einem weißen Shirt gegenüber, den Pullover in der Hand, und die Sonne ließ seinen dunkelblonden Schopf förmlich erstrahlen. Irgendwie fühlte ich mich wie festgefroren und konnte meinen

Blick nicht von ihm losreißen. Sonst wäre mir sicher nicht aufgefallen, dass sein mittellanges Haar sich an den Spitzen lockte.

Ich biss mir auf die Lippe, um mich aus meinem tranceartigen Zustand zu befreien, und in dem Moment wurde mir wieder bewusst, dass ich hier gerade mit Hundekacke am Fuß vor ihm stand. Innerlich wappnete ich mich dafür, dass er mich auslachen würde, so, wie es die Jungs aus meiner alten Schule getan hätten.

Stattdessen grinste er und kramte in seinem Rucksack herum. Dann hielt er mir eine Packung Taschentücher entgegen.

»Hier«, sagte er. »Geht vielleicht besser als mit Gras.«

»Danke«, brachte ich krächzend hervor und griff danach. »Vielleicht bringt das ja Glück!«

Eine seiner Augenbrauen wanderte nach oben.

Was redete ich da?

»Ich meine ... Wenn es Glück bringt, von einem Vogel angekackt zu werden, vielleicht dann ja auch, in Hundekacke zu treten.«

Um seine Mundwinkel zuckte es. »Vielleicht!«

Wie peinlich!

Das fand er wahrscheinlich auch, denn er salutierte und ging ohne ein weiteres Wort an mir vorbei in Richtung Schule. Doch nach ein paar Metern drehte er sich noch einmal um.

»Ich bin übrigens Caleb. Caleb Rivers.«

Kapitel 1



Amber

»Ich kann mich einfach nicht daran gewöhnen.«

Als ich mich zu meiner Mutter umdrehte, wurde mir das Herz mit einem Mal schwer. Mom sah müde aus. Fast noch erschöpfter als am Abend zuvor. Sie hatte dunkle Schatten unter den Augen, die Haut wirkte fahl, die Wangen eingefallen. Hatte sie schon wieder abgenommen? Bei den winzigen Mengen, die sie aß, wäre es kein Wunder gewesen.

»Deine Haare«, fügte sie hinzu und machte einen Schritt in meine Richtung. »Immer wenn ich an dich denke, habe ich dich mit der langen Mähne vor Augen. So wie früher. Wenn ich dich dann sehe, bekomme ich einen Schreck.«

Na danke, Mom.

Obwohl ich genau das sonst vermied, warf ich einen Blick in den Spiegel, der bereits seit Ewigkeiten an der Holzwand meines Zimmers hing. Vor einem halben Jahr hatte ich mir die hüftlangen Haare auf Schulterhöhe abschneiden lassen. Ich hatte es nicht mehr ertragen, wie ich auszusehen. Wie die alte Amber, die ich hinter mir gelassen hatte.

Über Jahre hinweg hatte ich meine Haarpacht gehegt und gepflegt, genauso wie meine Beziehung zu Caleb. Als ich mich von ihm verabschieden musste, war es mir irgendwie nahelie-

gend erschienen, mich auch von meiner Mähne zu trennen. Nachdem sich alles von einem Tag auf den anderen geändert hatte, war es genau das, was ich gebraucht hatte.

Ich seufzte und streckte eine Hand aus, um Mom sanft am Arm zu berühren. Als ich mit den Fingern ihre Haut streifte, zeigte sich ein schwaches Lächeln auf ihrem Gesicht.

»Ich habe deine Haare geliebt.«

»Mir gefällt es so besser.« Sie fing immer wieder mit dem Thema an, obwohl sie ganz andere Probleme hatte. Ich machte eine kurze Pause, überlegte, ob ich es ansprechen sollte. Wahrscheinlich war es keine gute Idee, aber ich konnte meine Sorgen nicht herunterschlucken. »Mom ... isst du genug?«

Sie lachte und winkte ab, aber ich wusste, wann sie mir etwas vormachte.

»Mom ...«

»Ach, Schatz, mach dir nicht immer so viele Gedanken. Ich bin froh, dass du hier bist und deine Semesterferien bei mir verbringst.«

»Das hab ich dir doch versprochen.« Weil ich mir ansonsten unentwegt Sorgen um sie gemacht hätte. Besonders jetzt, da ich wusste, dass es ihr wieder schlechter ging.

Meiner Mutter gehörte das einzige Bed & Breakfast in Hazelwood. Eine Reinigungskraft brachte die Zimmer auf Vordermann, doch die restliche Arbeit blieb an ihr hängen. Dazu zählte nicht nur die Rezeption samt Buchungen und der Papierkram, sondern auch das morgendliche Herrichten des Frühstücksraums. Immer wenn ich es einrichten konnte, griff ich ihr, so gut es ging, für ein paar Tage unter die Arme. Und in den ersten Semesterferien des Studiums würde es nicht anders sein, auch wenn ich eigentlich etwas für die Uni tun sollte. Zwar hatte ich einen Stapel Bücher und mein MacBook dabei,

weil ich für die Prüfungen im Herbst lernen musste und auch noch eine Hausarbeit anstand, aber ich war mir nicht sicher, ob ich in den nächsten Wochen dazu kommen würde. Wenn ich Zeit fand, würde ich mich wahrscheinlich eher mit praktischen Dingen beschäftigen.

Nach dem Studium wollte ich als Grafikdesignerin arbeiten, und bereits jetzt nahm ich kleine Aufträge an. Meistens erstellte ich Logos für Firmen oder Banner für Websites. Früher hatte ich viel gemalt, abstrakt, mit Acrylfarbe auf Leinwand. Es war meine Art gewesen, mich auszudrücken. Doch seit sechs Monaten hatte ich keinen Pinsel mehr in die Hand genommen.

Ich schaute flüchtig über die Schulter, wo ein paar leere Leinwände an der Wand lehnten, bereit, mit Farbe versehen zu werden. Dann wandte ich mich wieder Mom zu. Als ich den Blick an ihrem Körper entlangwandern ließ, machte sich ein unangenehmes Ziehen in meiner Brust breit. Die ohnehin schon weite Jeans flatterte um ihre Beine, und die dunkle Bluse wirkte ebenfalls eine Nummer zu groß.

»Soll ich uns Frühstück machen?« Erwartungsvoll legte ich den Kopf schief.

Ihr war hoffentlich klar, dass das eine rhetorische Frage war und sie eigentlich keine Wahl hatte. Solange ich hier war, würde sie essen müssen.

»Ach, Schatz. Ich habe eigentlich keinen Hunger.«

»Du musst etwas essen, Mom.«

Meine Mutter nickte. Das war immerhin etwas.

»Komm schon!«, rief ich und eilte an ihr vorbei in den Flur.
»Ich mache Pancakes. Pan-cakes!«

Für den Bruchteil einer Sekunde hellte sich ihre Miene auf. Gut, aufhellen war vielleicht zu viel gesagt, aber zumindest huschte eine Emotion über ihr Gesicht, und das war immerhin

ein Erfolg. Schon früher hatte ich ihr in Fällen wie diesem Pfannkuchen gemacht.

»Okay«, brachte sie schließlich hervor, und es fühlte sich an wie ein kleiner Sieg.

Bevor sie es sich anders überlegen konnte, lief ich die Wendeltreppe hinab nach unten. Dabei fiel mein Blick auf die Wand vor mir – die neben der Rezeption –, und ich erstarrte.

Mit einem Mal hatte ich das Gefühl, nicht genug Luft zu bekommen. Als ich am vergangenen Abend reingekommen war, hatte ich das Bild gar nicht bemerkt.

Bumm, bumm, bumm, bumm.

Ich konzentrierte mich auf meinen Herzschlag, aber der war mittlerweile doppelt so schnell wie normalerweise. Unwillkürlich überschwemmte mich eine regelrechte Flut an Erinnerungen, und plötzlich befand ich mich wieder mit Caleb in seinem Zimmer. Sechs Monate zuvor.

»Hast du gehört, was ich gesagt habe, Amber?«

Ich hatte ihn gehört. Klar und deutlich. Aber seit Caleb mir einen Vortrag darüber gehalten hatte, dass er von hier wegmusste – von *mir* wegmusste –, dachte ich darüber nach, wann genau mir eigentlich klar geworden war, dass er anders war als andere Jungs.

Ein bisschen in ihn verliebt hatte ich mich wahrscheinlich schon, als er mir an meinem ersten Schultag an der Hazelwood High seine Taschentücher gegeben hatte, weil ich in einen Hundehaufen getreten war. Und dann mit jedem weiteren Tag ein bisschen mehr. Sieben Jahre lang.

»Amber?« Normalerweise hatte seine Stimme eine weiche Farbe, wenn er mit mir sprach, aber gerade wirkte sie genauso hart wie seine Körperhaltung. Er lehnte ein paar

Meter entfernt an der kahlen Zimmerwand zwischen zwei Umzugskartons und hatte die Arme vor der Brust verschränkt.

Bei seinem Anblick zog es unangenehm in meiner Brust, weshalb ich kurz die Augen schloss und mit einer Hand an die Stelle fasste, an der es wehtat.

»Ja?« Das Wort kam nur als Flüstern aus meinem Mund.

»Kannst du auch mal was dazu sagen?«

Als ich den Blick wieder hob, fiel er auf Calebs zusammengepressten Lippen. Was erwartete er von mir?

»Wozu, Caleb? Dass du mich nicht mehr willst oder dass du das Studium sausen lässt?«

Er seufzte leise. »Wir sind noch so jung.«

Hin und wieder hatte ich mir vorgestellt, wie ich wohl reagieren würde, wenn Caleb mich jemals verlassen sollte. In meiner Vorstellung hatte ich ihn angeschrien, geweint, wie wild getobt, Dinge durch den Raum geschmissen. Ich war einfach davon ausgegangen, dass ich außer mir sein würde. Doch in diesem Moment, wo dieses so abwegige Szenario Realität geworden war, geschah nichts dergleichen. Stattdessen stand ich einfach nur da und starrte ihn an. Ich fühlte mich taub, als wäre ich in Watte gepackt und Caleb meilenweit von mir entfernt. Irgendwie war er das auch.

»Du musst doch etwas dazu zu sagen haben.« Mittlerweile klang er richtig wütend. Ich wusste nicht, woher diese Wut kam, schließlich war er derjenige, der gerade mit mir Schluss machte.

»Ich weiß nicht, was«, sagte ich wahrheitsgemäß.

Caleb stieß sich von der Wand ab und tigerte im Raum umher, fuhr sich mit der Hand durchs Haar. »Wir waren

sieben Jahre zusammen, Amber. Sieben Jahre. Willst du denn nicht wissen, wer du ohne mich bist?»

»Ich ...«, begann ich, brach aber wieder ab.

Ich wusste, wer ich mit ihm war. Amber, die immer einen unangemessenen Witz auf den Lippen hatte. Amber, deren Dad abgehauen war und die trotzdem nicht den Glauben an die Liebe verloren hatte. Amber, deren Mutter wegen Depressionen in einer Klinik gewesen war und die trotzdem nie aufgehört hatte zu lachen. Denn sie war glücklich, weil sie jemanden hatte, der sie immer wieder auffing.

Mir gefiel die Amber, die ich mit ihm war. Deshalb brauchte ich nicht zu wissen, wer ich ohne ihn war.

Doch auch als ich meinen Mund wieder öffnete, kamen keine Wörter heraus. Ich brachte es nicht über mich. Keine Ahnung, warum, aber ausgerechnet jetzt kramte mein Gedächtnis Bilder hervor, die mir eine Antwort unmöglich machten. Bilder davon, wie Caleb sich mit Corey Hart geprügelte hatte, weil dieser meine Mom eine Verrückte genannt hatte. Dicht gefolgt von der Erinnerung an unseren Ausflug in die Great Smoky Mountains, den er geplant hatte, damit ich zum ersten Mal in meinem Leben Glühwürmchen sah. Innerhalb von Sekunden liefen unsere besten Momente wie ein Film vor meinem inneren Auge ab. Eigentlich hatte ich immer angenommen, dass so etwas kurz vor dem Tod passierte, aber vielleicht starb ich ja gerade auch irgendwie.

»Ich kann das einfach nicht mehr.« Seine Stimme unterbrach unsanft meine Gedanken, als er sich vor mir aufbaute und mich unter zusammengezogenen Brauen ansah. Was sollte dieses »das« sein? Bis vor einer halben Stunde hatte er noch nie ein Wort darüber verloren, dass er un-

glücklich war. Im Gegenteil: Erst letzte Woche hatte er mir ins Ohr geflüstert, dass er nie jemanden so lieben könnte wie mich. Und ich hatte ihm geglaubt.

»Versuch nicht, mich zu erreichen, okay? Ich glaube, ein glatter Schnitt ist das Beste für uns.«

Ich betrachtete dieses vertraute Gesicht, das ich besser kannte als mein eigenes. Die Augen, in denen ich mich so oft gespiegelt hatte. Die Nase, die er so oft an meinem Hals oder in meinen Haaren vergraben hatte. Und die Lippen, die ich so oft mit meinen verschlossen hatte, dass ich es nicht mehr zählen konnte.

Ich sah ihn, aber ich erkannte ihn nicht. Alles, was mir zuvor so vertraut gewesen war, war mir mit einem Mal fremd. Und es geschah im Bruchteil einer Sekunde, dass er nicht mehr mein Caleb war, sondern nur noch Caleb.

»Amber?« Moms Stimme holte mich wieder zurück in die Gegenwart. Die Erinnerung hatte sich so real angefühlt, dass ich ein paar Wimpernschläge brauchte, um mich wieder zu fangen. Langsam stieß ich die Luft aus und versuchte, tief ein- und auszuatmen, um meinen Herzschlag zu regulieren.

Beruhig dich! Alles ist gut!

Hinter mir vernahm ich die Schritte meiner Mutter, die nun ebenfalls die Treppe herunterkam.

»Du hast es ja immer noch nicht abgenommen«, presste ich hervor, bemüht darum, weder verärgert noch zittrig zu klingen.

Mom schwieg, und irgendwie machte mich das wütend. Bei meinem letzten Besuch hatte sie mir hoch und heilig versprochen, dass sie es abhängen würde.

»Aber ...«, begann sie schließlich zögernd.

»Nichts aber, Mom. Das Bild kommt weg. Wenn du es nicht schaffst, erledige ich das.«

Kurz nachdem sie meinen Mund verlassen hatten, bereute ich die harten Worte. Ich wusste, dass meine Mutter es nicht leicht hatte, aber sie musste sich endlich davon verabschieden, genauso wie von meinen langen Haaren. Sowohl meine Mähne als auch der Kerl auf dem Foto waren endgültig und unwiderfürlich Geschichte.

Ein letztes Mal ließ ich den Blick über Calebs Locken schweifen, sah das breite Grinsen und die kleinen Lachfältchen um seine graugrünen Augen. Dann wandte ich mich ab und steuerte auf die Küche zu.

Während ich das Frühstück zubereitete, nahm ich mir fest vor, das Bild heute Nachmittag abzunehmen und samt Bilderahmen in den Müll zu werfen.

Es stammte aus einer Zeit, in der ich noch so naiv gewesen war zu glauben, dass *Ich liebe dich* dasselbe bedeutete wie *Ich werde dir nicht wehtun* oder *Ich werde dich nie verlassen*. Dabei war es in Wirklichkeit so, dass die Menschen, die wir liebten, uns am schlimmsten verletzten. Nur die wenigsten, denen wir unser Herz schenkten, blieben für immer bei uns.

Das war mir leider erst später klar geworden, obwohl ich es eigentlich hätte besser wissen müssen. Mein Vater hatte Mom und mich schließlich auch einfach im Stich gelassen.

Das Vibrieren meines Handys riss mich aus meinen düsteren Gedanken. Ohne dass ich auf das Display gucken musste, wusste ich, wer es war. Weil Mom genau hinter mir am Küchentisch saß, griff ich in die Tasche meiner dunklen Stoffhose und suchte nach der entsprechenden Taste. Dann drückte ich den Anruf weg.

Kurz schloss ich die Augen und stieß langsam die Luft aus,

bevor ich nach dem Pfannenwender griff, um den Pancake umzudrehen.

Ich hätte wissen müssen, dass es damit nicht getan war. Just in diesem Augenblick signalisierte mir mein Telefon mit einem erneuten Vibrieren den Eingang einer Nachricht, und ich beschloss, das verdammte Ding bei nächster Gelegenheit stummzuschalten.

Aus den Augenwinkeln beobachtete ich, wie Mom von ihrem Stuhl aufsprang. »Bevor wir essen, gehe ich kurz rüber und gucke, ob die Gäste versorgt sind.«

Ich drehte mich um und schenkte Mom ein kleines Lächeln. Sie war einfach die beste Gastgeberin und stets besorgt um das Wohl der Menschen, die bei ihr ein Zimmer gemietet hatten. Nur hätte ich mir gewünscht, dass sie öfter auch mal an sich selbst dachte.

Gerade als ich zwei Teller auf den Tisch gestellt und Besteck danebengelegt hatte, vibrierte mein Handy noch einmal.

Das darf nicht wahr sein!

Mit einer schnellen Handbewegung zog ich mein iPhone hervor und entspernte das Display. Nur, um mir kurz darauf zu wünschen, ich hätte es nicht getan.

Tut mir leid, Babe. Das hätte ich nicht tun dürfen.

Ich hab mich doch entschuldigt. Wie lange willst du mich noch ignorieren?

Hallo?

Dieser Mistkerl! Harveys Worte sorgten dafür, dass heiße Wut in mir aufstieg und ich die Finger fester in das Telefon krallte.

Mindestens zehnmal hatte ich ihm gesagt, dass ich nach der Sache von letzter Woche nicht mit ihm sprechen wollte, aber meine Wünsche schienen ihm egal zu sein.

Nach der Trennung von Caleb hatte ich lange niemanden an mich herangelassen. Doch dann war ich Harvey begegnet, der schon bei unserer ersten Begegnung auf dem Campus charmant und zuvorkommend gewesen war. Er hatte es geschafft, mich aus meiner Trauer herauszuholen und mich zum Lachen zu bringen, hatte mir das Gefühl von Geborgenheit gegeben, das ich so sehr vermisst hatte. Schon da hätte ich wissen müssen, dass alles irgendwie *zu* perfekt war.

»Pass auf, Schatz, sonst brennen die Pancakes an«, warnte mich Mom, die plötzlich neben mir am Herd auftauchte. Mit klopfendem Herzen steckte ich das Handy wieder weg, bevor meine Mutter einen Blick darauf erhaschen konnte.

Kapitel 2



Caleb

»Caleb!« Ronnies barscher Tonfall ließ mich so zusammenfahren, dass ich mit der Hand gegen den Kaffee stieß, den ich gerade zubereitet hatte. Innerhalb von Sekunden breitete sich die braune Flüssigkeit auf dem Tablett aus, und ich stellte mich innerlich auf seinen nächsten Wutanfall ein. Eigentlich sollte ich mich mittlerweile daran gewöhnt haben, dass mein Boss ständig aus der Haut fuhr, aber selbst nach Monaten konnte ich immer noch nicht mit seiner ruppigen Art umgehen.

»Was soll die Scheiße?« Seine Stimme kam näher, bevor die Tür hinter mir so heftig aufschwang, dass sie fast gegen meine Hüfte stieß.

Neben mir versteifte Cara sich merklich, und auch ich rückte instinktiv ein Stück näher an die Kaffeemaschine heran. Ronnie war ein cholischer Wichtigtuer – was ihm natürlich noch nie jemand ins Gesicht gesagt hatte.

»Kannst du mir das mal erklären?«, blaffte er, bevor ich mich langsam in seine Richtung drehte. Schon aus dem Augenwinkel erkannte ich den Papierstapel, den er in der Hand hielt. Meine Zeichnungen. »Die lagen überall im Personalraum herum. Hilf mir mal auf die Sprünge: Wie oft habe ich dir jetzt schon gesagt,

du sollst dein Zeug nicht überall rumliegen lassen? Zwanzig- oder doch zweihundertmal?»

Er hielt inne, und ich betrachtete die pulsierende Ader auf seiner Stirn, die mir jedes Mal das Gefühl vermittelte, sein Schädel würde gleich platzen. Ohne dass ich es verhindern konnte, zuckte es um meine Mundwinkel.

»Findest du das etwa witzig?«

Leise stieß ich die Luft aus. »Na ja, Ronnie, es sind nur ein paar Kritzeleien.«

Ganz dünnes Eis.

Ronnies Gesicht nahm einen beängstigenden Rotton an, aber gerade jetzt war mir gar nicht danach, mich wegen Nichtigkeiten runtermachen zu lassen. Nicht, nachdem ich festgestellt hatte, was heute für ein Tag war.

Sein Blick fiel auf die Kaffeepfütze vor mir, die ich beinahe vergessen hatte.

»Und was soll das da, verdammt? Nach all der Zeit hier arbeitest du immer noch wie ein Anfänger.« Ronnie machte ein paar Schritte auf mich zu und baute sich in voller Größe – die allerdings nicht sehr beeindruckend war – vor mir auf. »Du ...«

»Das war nicht seine Schuld!« Caras Stimme war leise, aber bestimmt, als sie neben mich trat und damit der Kasse den Rücken zuwandte.

Zum Glück war es schon fast achtzehn Uhr, und im *Black Bean* herrschte gähnende Leere. Nur ein einzelner älterer Herr saß am anderen Ende des Raums und wartete auf seinen Kaffee.

Ein Schatten huschte über Ronnies Gesicht. »Was war nicht seine Schuld?«

»Ich habe den Kaffee gemacht und aus Versehen umgestoßen.«

Ich spürte Caras Aufmerksamkeit auf mir. Was tat sie da?

»Weil gerade jemand etwas bestellen wollte, habe ich Caleb gebeten, das wegzuwischen«, fuhr sie unbeirrt fort.

»Welcher Kunde soll das gewesen sein?« Ronnie verengte die Augen zu schmalen Schlitzen.

»Hat was to go bestellt«, meinte Cara wie aus der Pistole geschossen. »Ist raus, kurz bevor du aufgetaucht bist.« Dann schenkte sie unserem Chef ein entschuldigendes Lächeln.

Sie ist gut!

»Tja, dann ...« Ronnie kam mir ein bisschen vor wie ein Luftballon, aus dem man die Luft herausließ. Langsam schien er sich etwas zu beruhigen. Sein Gesicht nahm wieder eine gesunde Farbe an, und wie anhand seiner Ader zu sehen war, sank der Blutdruck ebenfalls. »Mach den Scheiß sauber.« Er bedachte mich mit einem letzten, finsternen Blick und warf die Zettel mit einer raschen Handbewegung auf die Arbeitsfläche vor mir.

Ein erschöpftes Seufzen verließ meinen Mund, als ich einen nach dem anderen aufsammelte. Obwohl ich versuchte, nicht richtig hinzusehen, streifte mein Blick wenig später das Augenpaar, das auf so vielen meiner Zeichnungen zu sehen war, und in meinem Magen bildete sich ein Kloß. Die Augen waren von einem Honigbraun, das kein anderer Mensch auf meinen Bleistiftzeichnungen sehen konnte. Aber da es sich erbarmungslos in mein Gedächtnis eingebrannt hatte, war es für mich immer präsent.

»Er ist so ätzend«, fluchte Cara leise, während ich die Blätter hinter mir auf den Tisch legte.

»Ätzend ist eine sehr nette Beschreibung seiner Persönlichkeit.« Ich verzog das Gesicht. »Danke, dass du dich für mich geopfert hast.«

Sie kicherte.

Nachdem ich einen frischen Cappuccino zubereitet und ihn dem wartenden Mann serviert hatte, war der Kaffeefleck verschwunden.

»Hey!«, stieß ich aus. »Das hätte ich selbst aufwischen können.«

Cara zuckte nur mit den Schultern. »Ich habe doch gerade eh nichts zu tun.« Sie strich sich eine lange rotblonde Haarsträhne hinters Ohr und musterte mich. »Ist alles okay bei dir?«

Weniger okay könnte es nicht sein.

»Klar«, behauptete ich.

»Du wirkst heute so abwesend.«

Ich wusste nicht, was ich dazu sagen sollte. Seitdem ich in Providence war, war ich eigentlich nichts anderes als abwesend. Ständig in Gedanken, weit weg und nie wirklich im Moment. Aber so hatte mich Cara schließlich kennengelernt.

»Hm«, machte ich also nur und gab vor, mich intensiver als nötig mit der Reinigung der Kaffeemaschine zu beschäftigen, die zu dieser Zeit anstand. Auf Fragen hatte ich wirklich keine Lust, zumal ich ihr ohnehin keine Antworten liefern konnte. Oder wollte.

»Weißt du, ich habe mich gefragt ...« Sie hielt kurz inne, und irgendwie wusste ich, was als Nächstes kommen würde, noch bevor die Worte ihren Mund verließen. »Ich weiß nicht, ob du heute Abend schon was vorhast, aber ...«

Schnell hob ich den Blick und begegnete ihrem, was dafür sorgte, dass sich ihre Wangen leicht röteten.

»Ich kann nicht«, erwiderte ich knapp, bevor ich meine Aufmerksamkeit wieder dem Vollautomaten zuwandte und den Behälter für die Milch reinigte. Cara war süß, keine Frage, aber ich konnte wirklich nicht.

»Oh«, entgegnete sie. »Tut mir leid, ich dachte ...«

Sie brach ab, und sofort tat mir meine abweisende Reaktion leid.

»Nein, mir tut es leid. Unter anderen Umständen, klar. Aber in meinem Fall ...«

Wie sollte ich das erklären, ohne es zu erklären?

»Du hast eine Freundin, oder?«

Diese Frage sorgte dafür, dass ich doch wieder zu ihr schaute, doch diesmal zog ich die Brauen zusammen.

»Na ja«, erklärte sie. »Ich bin noch nicht vielen Männern begegnet, die sich so ...« Sie sah sich um, vielleicht suchte sie nach den passenden Worten. »... nett und hilfsbereit verhalten, ohne ... keine Ahnung. Irgendwas im Gegenzug zu erwarten.«

Ich ließ den Behälter sinken, bevor ich ihn ganz auf dem Tisch abstellte. »Dann kennst du die falschen Typen. So was sollte normal sein.«

»Vielleicht.« Cara zuckte mit den Schultern. »Aber meine Frage hast du mir immer noch nicht beantwortet. Bist du in festen Händen?«

»So was in der Art.«

Das war nicht gelogen. Zumindest gab es nur eine Person, der mein erster Gedanke galt, wenn ich morgens im Bett lag, oder an die ich dachte, wenn ich nachts nicht schlafen konnte. Eine Person, die es mir unmöglich machte, auf ein Date zu gehen. Eine Person mit honigfarbenen Augen.

»Sie hat auf jeden Fall ganz schönes Glück!« Cara zwinkerte mir zu, und ich zog die Mundwinkel zu einem gequälten Lächeln nach oben.

Sie konnte nicht wissen, wie falsch sie damit lag.



Als ich mich eine halbe Stunde später im Pausenraum umzog, lachte mir schon zum zweiten Mal an diesem Tag höhnisch das Datum vom Wandkalender entgegen. Es war Mittwoch, der 2. August. Ambers und mein Jahrestag. Obwohl man eigentlich nicht von Jahrestag sprechen konnte, wenn es keine Beziehung mehr gab.

Der Gedanke machte mich seltsam benommen, und dieses Gefühl konnte ich auch auf dem Weg zurück in die Wohnung nicht abschütteln.

Die Wohnung. Ich brachte es einfach nicht über mich, diese Bruchbude *zu Hause* zu nennen. Wenn ich an die kahlen Wände, die winzige Küchenzeile und das gammelige Sofa – ein Überbleibsel vom vorherigen Mieter – dachte, machte sich alles andere als ein heimisches Gefühl in mir breit.

»Caleb!?!«

Der Ruf kam so unerwartet, dass ich zusammenzuckte. Unwillkürlich blieb ich stehen und blinzelte zweimal, bis ich Martin erkannte, der grinsend auf mich zukam.

»Martin! Was machst du denn hier?« Ich versuchte, das Grinsen zu erwidern, als ich meinem alten Klassenkameraden die letzten Meter entgegenging.

In dem knappen Jahr, das ich mich nun in Providence aufhielt, hatte ich noch niemanden getroffen, den ich kannte. Was angesichts der Tatsache, dass zwischen der Stadt und meinem zu Hause mehr als tausend Kilometer lagen, nicht verwunderlich war.

»Ich studiere an der Bryant in Smithfield und besuche hier ein paar Freunde. Bist du mittlerweile an der RISD?« Erwartungsvoll sah er mich an.

Ein Studium an der Rhode Island School of Design war schon immer mein Ziel gewesen, und jeder in meinem Umfeld

wusste das. Seit ich ein Kind war, drückte ich mich durch meine Kunst aus, weshalb die renommierteste Designschule des Landes der naheliegende Traum war.

»Nein, noch nicht«, gab ich zu. »Erst ab dem nächsten Semester.« Dann zögerte ich einen Augenblick. »Gerade arbeite ich zwei Blocks weiter in einem Coffeeshop.«

Am liebsten hätte ich mich abgewandt, weil es mir irgendwie peinlich war, doch falls er verwundert war, ließ Martin es sich zumindest nicht anmerken.

»Ach was! Sparst du noch ein bisschen, bevor du anfängst?«

Ich nickte nur, obwohl das nicht ganz stimmte. Aber die Wahrheit zu erklären, wäre zu kompliziert gewesen. Außerdem ging es ihn nichts an, was wirklich passiert war.

»Hab gehört, dass im Grill bei deinem Dad jetzt einmal im Monat Bands auftreten. Klang ziemlich cool!«

Keinen blassen Schimmer.

»Jep, genau!«

»Ist ja richtig viel los bei euch in letzter Zeit. Freut mich, Mann!«

Weil ich nicht wusste, was ich dazu sagen sollte, gab ich einen zustimmenden Laut von mir.

»War aber auch 'ne heftige Geschichte mit Charlies Freund.«

Charlies Freund?

Der Name meiner Schwester versetzte mir einen Stich, und sofort kamen mir Gesprächsfetzen unseres letzten Telefonats in den Sinn. Obwohl ich meine Familie die letzten Monate so gut es ging aus meinem Leben ausgeschlossen hatte, hatte ich es mir nicht nehmen lassen, Charlie zu ihrem einundzwanzigsten Geburtstag zu gratulieren. Wegen der langen Funkstille davor hatte sie sich allerdings nicht sonderlich gefreut, meine Stimme zu hören. Sie war sauer auf mich, weil sie nicht wusste, weshalb

ich gegangen war, ohne ein Wort zu sagen. Ich konnte es ihr nicht verübeln.

»Aber scheint echt in Ordnung zu sein, der Typ«, fügte Martin noch hinzu, und ich brauchte einen Moment, um zu verstehen, wen er meinte.

Während mein Schulfreund immer noch die Euphorie in Person war, fühlte ich mich einfach nur ausgelaugt. Deshalb war ich auch ganz froh, als er kurz darauf auf seine Armbanduhr schielte.

»Mist, ich bin spät dran!«, stellte er fest. »Gehe mit ein paar Freunden im Pub Football gucken. Willst du mitkommen?«

»Nein danke. Ich bin schon verabredet«, behauptete ich.

Im Augenblick konnte ich mir eine ganze Reihe von Dingen vorstellen, die ich lieber tun würde, als einen ganzen Abend seine gut gelaunte Visage anzustarren oder dabei zuzusehen, wie er und seine Freunde Spaß hatten, während ich selbst wie ein Häufchen Elend daneben saß.

»Alles klar, dann mach's gut.«

»Ja, du auch ...«, erwiderte ich lahm, doch da war Martin auch schon weg.

Unschlüssig blieb ich auf dem Bürgersteig stehen, während links und rechts Menschen an mir vorbeieilten. Sie alle waren irgendwohin unterwegs. In eine Wohnung, wo ein Mitbewohner auf sie wartete, nach Hause zu ihren Eltern oder ins Wohnheim, wo es von Kommilitonen nur so wimmelte. Nur ich zog es vor, den gesamten Abend allein auf dem Sofa zu sitzen, anstatt die Einladung anzunehmen und den Abend mit Freunden zu verbringen.

Da fiel es mir wie Schuppen von den Augen: Theoretisch könnte ich bis nächsten Morgen hier auf der Mainstreet he-

rumstehen, und niemandem würde es auffallen. Keiner würde mich vermissen, weil ich all das zurückgelassen hatte: meine Familie, meine Freunde – und Amber.

Kapitel 3



Amber

Nein!

So schnell ich konnte, stellte ich die Packung Nudeln zurück ins Regal, um in Deckung zu gehen. Aber es war zu spät, denn im nächsten Moment bog der blonde Haarschopf bereits um die Ecke.

»Amber!« Als Charlie vor mir zum Stehen kam, klang ihre Stimme gleichermaßen überrascht und erfreut.

Wieso musste ich gerade in der knappen halben Stunde, in diesen achtundzwanzig Minuten, die ich mich zum Einkaufen getraut hatte, einem der drei Menschen begegnen, die ich in Hazelwood am wenigsten treffen wollte?

»Hey, Amber!« Charlies Mutter Lucy tauchte neben ihr auf.
Zwei der drei Menschen.

Ein kleines Lächeln umspielte Lucys Lippen, aber sie wirkte nicht so begeistert wie ihre Tochter. Bei meinen letzten Besuchen hatte ich mich erfolgreich davor gedrückt, mit einem Mitglied der Familie Rivers zu sprechen, aber jetzt führte wohl kein Weg daran vorbei.

Ich räusperte mich, weil ich plötzlich ein kratziges Gefühl im Hals hatte, und umklammerte den Griff meines Einkaufskorbs, in der Hoffnung, er würde mir Halt geben. »Hi ...«

Gott, klang das lahm. Aber was sollte ich auch sagen? Noch im letzten Jahr hatte ich mehr Zeit in ihrem Zuhause verbracht als in meinem eigenen, und jetzt waren wir praktisch Fremde. Die Verbindung, die wir einst gehabt hatten, gab es nicht mehr.

Für Caleb und mich hatte nach dem Schulabschluss festgestanden, dass wir den Studienstart nach hinten schieben würden, um unseren Eltern unter die Arme zu greifen. Während wir also erstmal zum Arbeiten in Hazelwood geblieben waren, hatte der Rest unseres Freundeskreises eine Ausbildung begonnen oder war für ein Studium weggezogen. Deshalb hatten wir viel Zeit mit Charlie und ihren Freunden verbracht.

Während Lucy sich verlegen das Haar hinters Ohr strich, wirkte Charlie weniger befangen.

»Wie geht's dir?«, plapperte sie drauflos. »Wir haben uns ja ewig nicht gesehen.«

Ein halbes Jahr.

Noch bevor ich zu einer Antwort ansetzen konnte, öffnete sie den Mund wieder.

»Studierst du jetzt?«, wollte sie wissen.

Ich nickte. »In Knoxville.«

Meine Augen huschten zu einem ihrer Ohrhinge, an dem sie mit einem Finger herumdrehte. Ich kannte sie gut genug, um das als Zeichen dafür zu deuten, dass sie doch nervös war.

»Ähm, na klar! Sorry, was für eine blöde Frage.«

An ihrem Gesicht konnte ich förmlich das *Da wolltet ihr ja zusammen hin* ablesen.

Schnell winkte ich ab. »Ist nicht schlimm. Hätte ja auch sein können, dass ich allein nicht mehr dorthin will.«

Ein unangenehmes Schweigen breitete sich zwischen uns aus.

»Und, was macht Caleb so?«

WAS? Wieso um Himmels willen hatte ich seinen Namen in den Mund genommen? Es interessierte mich doch überhaupt nicht, was er machte, und auch nicht, wie es ihm ging. Ich wollte einfach weiterhin so tun, als würde er gar nicht existieren.

Anstatt etwas zu sagen, wechselten Lucy und Charlie einen kurzen Blick. Nur was hatte der zu bedeuten?

»Ich hatte gehofft, das könntest du uns sagen.«

Aus großen Augen sah ich Lucy an. *Wie bitte?*

»Ich?«

Mit einem Mal kamen mir die Nachrichten in den Sinn, die Charlie mir in den ersten Wochen nach Calebs und meiner Trennung geschickt hatte. Es waren nur ein paar gewesen, aber in jeder davon hatte sie gefragt, wo er war.

»Wir sind nicht mehr zusammen«, brachte ich langsam hervor und wich den Blicken der beiden aus.

»Ich weiß.« Charlie machte einen kleinen Schritt auf mich zu und zwang mich dadurch, sie wieder anzusehen. »Aber hat Caleb dir gar nicht gesagt, was er vorhat? Wo er hingeht?«

Ich presste die Lippen aufeinander. Offenbar hatte er nicht nur mich im Stich gelassen, sondern auch seine Familie.

»Nein.« Meine Stimme war nicht viel mehr als ein Flüstern. »Hat er nicht.«

Es machte mich wütend, dass ich mich anhörte, als würde mir das etwas ausmachen. Als wäre ich noch nicht darüber hinweg.

Unsere Trennung war Monate her, wieso fühlte es sich bei diesem Besuch kein bisschen so an?

Setz dich dem Ganzen nicht aus, forderte ich mich im Stillen auf. *Geh einfach! Sag, dass du losmusst.*

Ich wollte gerade zu einer Ausrede ansetzen, um Calebs Familie loszuwerden, da räusperte sich jemand neben uns und mein Kopf schnellte zur Seite.

»Amber, wie schön, dass du mal wieder in Hazelwood bist!« Joe, der Ladenbesitzer, lächelte mich an, wobei sich tiefe Falten in die Haut um seine Augen gruben. Dann legte er mir eine Hand auf die Schulter. Sie fühlte sich schwer an, wie ein Gewicht, das mich gen Boden drückte. Der alte Mann sah zu Charlie und dann wieder zurück zu mir. »Ich sag's ja: Früher oder später kommt jeder zurück nach Hazelwood.«

Charlie stieß ein Schnauben aus. »Nicht jeder.«

Obwohl die Situation unangenehm und irgendwie grotesk war, zog ein Grinsen an meinen Mundwinkeln. Charlie war schon immer so herrlich offen gewesen. Auf eine charmante Weise ehrlich. Erst jetzt fiel mir auf, wie sehr mir das gefehlt hatte. Wäre sie nicht Calebs Schwester gewesen, hätte ich sie gefragt, ob wir uns mal treffen wollten, etwas unternehmen, einfach reden.

Aber ich wusste genauso gut wie sie, dass das nicht ging. Es würde nicht funktionieren. Sosehr sie mir in den letzten Jahren auch ans Herz gewachsen war, sosehr erinnerte sie mich auch an ihren Bruder.

Während Joe ein paar Sätze mit Lucy wechselte, beobachtete ich verstohlen, wie Charlie eine Packung Nudeln aus dem Regal nahm und sie ein bisschen zu ausgiebig studierte. Ihre welligen Haare, die ein bisschen heller waren als die von Caleb, die Augen mit den langen Wimpern, die sich nur durch ihre Farbe von seinen unterschieden. Als sie schließlich wieder aufsaß und unsere Blicke sich begegneten, schenkte sie mir ein Lächeln, von dem ich weiche Knie bekam. Es war genau wie seins.

Ruckartig wandte ich mich von ihr ab, weil ich diese Ähnlichkeit mit einem Mal nicht mehr ertragen konnte. Es war einfach zu viel.

»Ich muss los«, stieß ich gehetzt hervor, als hätte ich gerade einen Sprint zurückgelegt. Emotional fühlte sich das auch so an. »War schön, euch zu sehen!«

Ich ließ den Blick schnell über die drei gleiten, ohne auch nur einen von ihnen richtig wahrzunehmen, und lief mit meinem Korb in die entgegengesetzte Richtung davon. Wahrscheinlich waren Charlie und Lucy genauso froh wie ich, dass dieses peinliche Aufeinandertreffen ein Ende gefunden hatte.



»Mom?« Ich sah mich zu allen Seiten in dem kleinen Raum um, konnte sie aber nirgends entdecken. Um die Mittagszeit war die Rezeption nicht besetzt. Die freie Zeit nutzte meine Mutter meist, um Erledigungen zu tätigen oder im Haus für Ordnung zu sorgen. Heute Morgen hatte ich Mom nur kurz im Frühstückssaal gesehen, und da war mir aufgefallen, wie erschöpft sie aussah. Wobei ich mir manchmal nicht sicher war, ob mir das nur auffiel, weil ich so sehr darauf achtete, oder ob es wirklich so war.

In der Küche angekommen, begann ich, die Einkäufe auszuräumen, als mein Handy vibrierte. Automatisch verkrampften sich meine Finger um die Gurke, die ich gerade aus der Tüte genommen hatte. Wenn er das wieder war, würde ich durchdrehen!

Harvey hatte mir heute bereits dreimal geschrieben, obwohl ich gestern nicht mehr auf seine Nachrichten reagiert hatte. War es so schwer zu begreifen, dass ich nicht mit ihm sprechen wollte?

Ich hatte mit ihm Schluss gemacht, bevor das zwischen uns richtig angefangen hatte. Denn nachdem er mich für ein paar Wochen mit Komplimenten und Liebesbekundungen überschüttet hatte, hatte er mir seine andere Seite gezeigt. Eine Seite, die mir überhaupt nicht gefiel. Nur schien er das nicht zu akzeptieren. Seine Nachrichten wurden immer drängender, und mit jeder weiteren wuchs das Gefühl der Besorgnis in meinem Inneren.

Amber, antworte mir endlich.

Das lasse ich mir nicht länger gefallen.

Denkst du, du bist etwas Besseres? Dann verrate ich dir ein Geheimnis: Das bist du nicht.

Bei dem Gedanken an seine letzte Nachricht legte sich eine Gänsehaut über meine Arme. Doch die neue Nachricht war glücklicherweise nicht von ihm. Stattdessen fragte meine Uni-freundin Sloan mich, wie es mir ging und was es auf dem Land so Neues gab.

Ich hatte sie erst bei Studienbeginn kennengelernt, aber da ich mit meinem Weggang alle Verbindungen nach Hazelwood gekappt hatte, waren wir schnell ziemlich enge Freundinnen geworden. So eng, wie es eben möglich war, wenn man jemandem den Großteil seiner Vergangenheit verschwieg. Sie wusste zwar, dass ich zu Hause lange einen Freund gehabt hatte, kannte aber keine Details.

Als ich damals mit meinen Eltern nach Hazelwood gezogen war, hatte Caleb mich schnell in seine Clique aufgenommen.

Und die meiste Zeit hatte ich ohnehin mit ihm verbracht, weil er nicht nur mein Freund, sondern auch mein engster Vertrauter gewesen war.

Ich tippte eine kurze Nachricht, in der ich Sloan vorschlug, in den nächsten Tagen zu telefonieren, dann ließ ich das Handy wieder in der Tasche meiner dunklen Hose verschwinden.

Nachdem ich die Einkäufe verstaut hatte, lief ich die Holzterrasse hinauf in den ersten Stock, vorbei an dem großen Fenster, das den Blick auf den See freigab. Wie immer erfüllte mich die Nostalgie, die mit dieser vertrauten Aussicht verknüpft war.

Meine Eltern hatten das zweistöckige Farmhaus, das direkt am Hazelwood Lake lag, gekauft, als wir noch in Nashville gewohnt hatten. Ich war ein Teenager gewesen und alles andere als begeistert von der Idee, aufs Land zu ziehen. Aber da es Mom damals immer häufiger schlecht gegangen war, hatte Dad es für eine gute Idee gehalten, ihr eine Aufgabe zu geben. Er hatte seinen gut bezahlten Job als Anwalt in der Stadt behalten, und Mom hatte ihren Traum von einem eigenen Bed & Breakfast leben können. Es hätte alles perfekt sein können, aber leider hatte die Realität ganz anders ausgesehen. Dad hatte uns nur an den Wochenenden in Hazelwood besucht, während er unter der Woche was auch immer in der Stadt getan hatte, bis er irgendwann ganz weggeblieben war.

Missmutig schüttelte ich den Kopf, um die Gedanken an meinen Vater zu vertreiben. Ich wollte nicht an ihn denken. Dieser Besuch fühlte sich langsam, aber sicher so an wie ein Spaziergang entlang der Memory Lane, und ich hasste es.

Komm schon, Amber, es ist Sommer, rief ich mir ins Gedächtnis. Die schönste Zeit des Jahres in Hazelwood.

Und eine Zeit der besonderen Farben. Im Sommer war alles wärmer und weicher. Als ich noch hier gelebt hatte, hatte ich das Sommergrün und Himmelblau dieser Zeit immer auf Leinwand eingefangen.

Vielleicht sollte ich es mal wieder probieren?

Aber erst mal hatte ich einen anderen Plan. Heute Abend, wenn die Sonne sich für ein paar letzte Strahlen zeigte, würde ich eine Runde im See schwimmen. Ich liebte diese Uhrzeit, wenn der Himmel sich langsam verfärbte und der Tag seine letzten Atemzüge nahm.

Die Gäste des B&B hielten sich größtenteils an dem kleinen Strandabschnitt ein Stück weiter oben auf, von wo aus man am besten in den See gelangte. Was kaum einer wusste: Seitlich des Stegs vor dem Haus gab es ebenfalls einen kleinen Einstieg. Mein Vater hatte ihn für uns gebaut. Schon damals war an warmen Sommerabenden das Schwimmen im See eine Art Ritual für mich gewesen. Dabei hatte ich immer am besten abschalten können. Im Wasser war ich ganz im Moment, alle Sorgen und Probleme fühlten sich meilenweit entfernt an. Mit dem Kopf unter Wasser kam ich mir vor wie in einer anderen Welt. Irgendwie hoffte ich, dass das auch heute noch so sein würde, obwohl sich alles andere verändert hatte.

»Mom?«, fragte ich leise, um niemanden zu stören, während ich den Flur entlangtapste, vorbei an den Gästezimmern.

Keine Antwort.

Da ich sie weder an der Rezeption noch in der Küche oder im Frühstücksraum gefunden hatte, konnte sie nur noch in ihrem Zimmer sein, also steuerte ich jetzt geradewegs darauf zu.

Bevor ich eintrat, klopfte ich ein paarmal zaghaft gegen das Holz. »Mom, bist du da drin?«

Wieder keine Antwort.

Kurz entschlossen drückte ich den Türgriff herunter und machte einen Schritt in den Raum hinein, wo mein Blick als Erstes auf das Bett fiel. In dem meine Mutter lag. Sie hatte die Decke so weit über sich gezogen, dass nur noch ein paar dunkle Haarsträhnen herausschauten. In dem großen Bett wirkte sie klein und zerbrechlich. Schief sie?

Ich ignorierte den Impuls, wieder etwas zu sagen, und härtete mich ihr auf leisen Sohlen. Wie immer suchten meine Augen ihre Umgebung alarmiert nach etwas Verdächtigem ab. Lagen Tabletten auf dem Nachttisch? Und wenn ja, wie viele? Stand harter Alkohol auf dem Boden neben dem Bett? Gedanklich ging ich die Fragen durch, die ich mir wieder und wieder stellen musste, nachdem Dad uns verlassen hatte. Aber ich konnte nichts Ungewöhnliches entdecken.

Da sah ich es. Das eingerahmte Bild am äußeren Rand der Matratze. Das Bild von Caleb. Sie hatte es abgenommen, so, wie ich es verlangt hatte. Aber jetzt lag es hier ...

Mit einem Schlag brannten mir die Augen, und ich ballte meine zitternden Hände zu Fäusten. Dann überwand ich den restlichen Abstand zum Bett und ließ mich vorsichtig neben ihr auf die Laken sinken. Dabei achtete ich angestrengt darauf, dem Foto, das nur wenige Zentimeter von mir entfernt lag, keine Beachtung zu schenken.

Mit einer sanften Bewegung strich ich über die Bettdecke, unter der sie lag, und ließ meine Hand dann an ihrer Schulter verweilen.

Als wäre das ihr Stichwort gewesen, kam ein leises Raunen von Mom. »Amber?«

»Hey«, flüsterte ich, obwohl sie jetzt ohnehin wach war. »Ist alles in Ordnung?«

»Amber«, sagte sie noch mal, und ihre Stimme klang kraftlos. »Ich bin so müde.«

»Ich weiß, Mom.« Liebevoll streichelte ich über die Decke, in der Hoffnung, ihr auf diese Weise wenigstens ein bisschen Trost zu spenden.

»Ich stehe gleich auf, wirklich.«

Ihre Worte verstärkten das Brennen in meinen Augen, und ich musste mit aller Kraft die Tränen zurückhalten, die unbarmherzig einen Weg hinaus suchten.

»Ruh dich noch ein bisschen aus, ich übernehme gleich die Rezeption.«

Nachdem ich mich wieder erhoben hatte, griff ich, ohne richtig hinzusehen, nach dem Bilderrahmen. Sobald ich aus dem Zimmer war, würde er da landen, wo sich auch all die Bilder von meinem Vater befanden: in der Versenkung. Wir brauchten keinen der beiden Männer, und das würde hoffentlich auch Mom irgendwann verstehen.